

Eingeschlossenes Land



Unter den jetzigen politischen Verhältnissen ist es für PalästinenserInnen nicht möglich innerhalb des eigenen Landes frei zu reisen. Sie bräuchten für die Straßensperren, die von der israelischen Armee kontrolliert werden, nicht nur einen speziellen Ausweis, sondern mehrere Erlaubnisscheine, für die sie eine Begründung vorlegen müssten. Nicht einmal alle ParlamentarierInnen aus Ramallah können sich im Land frei bewegen.

Nach über vierzig Jahren Besetzung durch die israelische Armee fühlen sich die PalästinenserInnen wie in einem Freiluftgefängnis, in dem es im Sommer heiß und im Winter nass sein kann. Viele denken mit Schrecken an die Zeit, die sie im Gefängnis verbracht haben oder noch verbringen werden, wenn sie von SoldatInnen der *Israeli Defense Forces* abgeholt werden. Vor allem Häuser in den Flüchtlingslagern werden zur Zeit wieder jede Nacht von der Armee heimgesucht. Nach einer, wie es im Jargon der jungen Wehrpflichtigen heißt, *Straw Widow Procedure* ist die Wohnung verwüstet, die Einrichtung demoliert, Computer zerstört, Lebensmittel auf dem Boden verstreut und von den Stiefeln der SoldatInnen zertreten.

Unter solchen Bedingungen kann es keine blühende Kulturszene geben, aber es gibt eine spannende. Es gibt Musik- und Tanzprojekte, in denen Israelis und PalästinenserInnen versuchen, gemeinsam innere und äußere Grenzen zu überwinden. Es gibt Ausstellungen, die sich mit der Trennung

durch die Mauer befassen, und an der Mauer selbst, vor allem in Bethlehem, blüht die Graffiti-Kunst unter den Augen der Scharfschützen auf den Wachtürmen.

Außerdem gibt es die Gruppe »Theatreday«, die von der niederländischen Regierung finanziell unterstützt wird und versucht, im Gazastreifen und im Westjordanland Produktionen zu realisieren, die sich mit dem Leben in einem besetzten Land beschäftigen. Die Proben für das Stück »The Game« müssen in Bethlehem stattfinden, obwohl die Truppe in Jerusalem stationiert ist. Nicht alle Schauspieler haben eine Genehmigung, die Heilige Stadt zu betreten.

Das Stück handelt von vier Freunden in Gaza, die sich zwar als solche bezeichnen, aber keine sind. Sie sind durch Tauschhandel aneinander gekettet. Einer besitzt einen Packen Kopierpapier, will aber Duschgel. Der andere hat einen dicken Wälzer, ein Handbuch für Word und Excel, braucht aber für seine Familie etwas zu essen. Der Dritte hat zwar Duschgel, will aber kein Kopierpapier, sondern Coca Cola.

Der Vierte behauptet, unsichtbar zu sein. Das Publikum lacht. Wie kann jemand unsichtbar sein, wenn man ihn auf der Bühne sehen kann und er noch dazu der größte Schauspieler ist? Er ist aber tatsächlich auf eine bestimmte Weise unsichtbar. Er hat nichts anzubieten.

»He is not in the game!«

Oder wie man genauer sagen könnte, er ist kein Teil des überlebenswichtigen Tagedaustauschgeschäfts. Was aber noch schlimmer ist, er hat keine Liste mit Sachen, die er braucht. Wie kann man in Gaza, nach Jahren der absoluten Isolation und einem verheerenden Krieg,

keine Liste haben mit Sachen, die man dringend braucht, und trotzdem ein T-Shirt mit der Aufschrift *Dream* tragen? Das Publikum, das zu einem großen Teil aus jungen Frauen mit Kopftuch besteht, lacht wieder und wird an diesem Abend noch oft lachen, obwohl die Situation auf der Bühne tieftraurig ist. Geld spielt keine Rolle mehr, die Geschäfte sind leer, man kann nichts kaufen.

Als Requisit dient ein dreirädriger leerer Karren, wie er auf den Märkten in Palästina, den *Suks*, zum Transport verwendet wird. Die Gummireifen sind längst dem Tauschhandel zum Opfer gefallen. Ansonsten vom vielen Laufen zerschlossene Schuhe und ein paar bunte Plastikbecher an einer Schnur, aus denen man seinen *Meriamija*, den starken Tee mit Salbei, trinkt. Er sättigt zwar nicht, hält aber wach. Plötzlich kommt einer der Freunde auf die Idee, am Strand Sardinien zu fischen. Sardinien kann man nicht nur essen, sondern vor allem exportieren! Man setzt sich mit einer Angel an den Bühnenrand und flüstert den Fischen zu: »Kommt, ihr lieben Kleinen, wir bringen euch nach Europa!«

Das Theater hallt förmlich wider vom Lachen der ZuschauerInnen. Jeder im Publikum weiß, dass Europa, wenn



überhaupt, wirklich nur für Fische erreichbar ist. Selbst wenn man das Geld zusammenkratzen könnte, um von Amman nach München zu fliegen, man käme nicht über die jordanische Grenze. Jordanien ist für PalästinenserInnen kein befreundetes Ausland und der Flughafen von Tel Aviv liegt sowieso in einer anderen Welt.

Je erfolgloser und verzweifelter das Quartett im Verlauf der Vorstellung wird, desto ausholender werden die Gesten und lauter die Stimmen. Die Schauspieler sprechen, als würde der Weltfrieden verhandelt – oder eine Revolution. Ich fühle mich an die vielen Bus- und Taxistationen mit ihren lebhaften Diskussionen erinnert, an denen ich inzwischen umgestiegen bin. In regelmäßigen Abständen schrecken die vier zusammen, denn Schüsse und Detonationen, – die in Gaza grausige Realität geworden sind und über Tausend Menschen das Leben gekostet haben, – werden über ein Tonband eingespielt. Kurz vor Ende des Stücks dringen Polizeisirenen von der Straße in das Theater. Spätestens da weiß man, wie nahe Spiel und Wirklichkeit in diesem Land beieinander liegen.

Als eine Figur auftaucht, die eine Waffe sucht, wird es brenzlig. Für eine Waffe müsste der Unbekannte viel bieten. Man wäre nicht nur selbst für Monate versorgt, auch die große Familie, die zu Hause darauf wartet, dass der Sohn endlich wieder etwas aufdreht, wäre zufrieden. Mit dieser Waffe kann man aber auch erschossen werden, wenn der Handel abgeschlossen ist. Man beschließt, das Licht zu löschen und so zu tun, als sei man nicht zu Hause. Das unsichtbar Sein hat schließlich auch die anderen erreicht.

Das Stück wurde von der amerikanischen Schriftstellerin Jackie Lubeck, die seit vielen Jahren in Palästina lebt, zuerst in Englisch geschrieben und dann in einem kollektiven Prozess ins Arabische übersetzt. Junge Schauspieler aus Gaza haben dafür per E-Mail und Video über ihr tägliches Leben berichtet. In einem der Filme sieht man einen jungen Mann, der mit Freunden an seinem Haus ein Kinderzimmer für das Neugeborene anbaut und es anschließend in lichten Farben streicht. Die Menschen dieses Hauses haben die Bombenangriffe zwar überlebt und sind irgendwo bei Verwandten untergekommen, aber das Haus selbst und das Kinderzimmer sind durch »Gegossenes Blei« vernichtet worden.

Jan Lubeck, der auch die internationalen Kontakte herstellt, hat das Stück für die Bühne eingerichtet. Es wird in verschiedenen Städten in Palästina, zudem in den Niederlanden und in Belgien zu sehen sein. Man würde auch gerne in Jerusalem spielen, aber der Schauspieler Ghassan Saboh, mit dem ich nach der Vorstellung spreche, ist einer von denen, die kein Permit für die Stadt haben. Er wird schon zwei Tage vor Beginn der Europatournee nach Amman fahren, weil er auch an der jordanischen Grenze mit Schwierigkeiten rechnet.

Obwohl die Entfernungen nicht groß sind, ist es für mich trotz meines internationalen Passes nicht einfach, aus dem

Norden Cisjordaniens nach Ramallah oder Bethlehem ins Theater zu fahren. Ich muss mehrere Checkpoints passieren. Israelisches Militär kontrolliert Autos, Taxis, Busse, Gepäck und die Papiere der Reisenden. An einer Sperre wird der Bus an die Seite gewunken. Alle Pässe werden ein-



gesammelt und einem jungen Soldaten mit Panzerweste, Stahlhelm und amerikanischem M-16-Schnellfeuergewehr ausgehändigt. Er blättert lange in meinem Pass und sucht das Visum. Ich könnte einer jener ausländischen Journalisten sein, die der Welt ein falsches Bild von

der 40-jährigen israelischen Besatzung Palästinas vermitteln.

Er fragt, woher ich komme und wohin ich will. Meine Antwort, dass ich ein Theater besuchen will, macht ihn noch misstrauischer. Er hält meinen Pass in der rechten Hand und klopft damit ungeduldig auf seine linke Handfläche. Vielleicht gibt es in seiner Vorstellung bei den *arabs*, wie die SoldatInnen die PalästinenserInnen gerne nennen, weder Kultur noch Theater. Er geht zurück zu seinem Unterstand und telefoniert mit dem *Commander*. Im Bus völlige Stille. Ich weiß, wenn einer der Fahrgäste eine falsche Bemerkung macht oder vielleicht sogar lacht, sitze ich einem Uniformierten gegenüber, der mich, so lange er will, befragen kann, und die Vorstellung beginnt ohne mich. Der Vorgesetzte scheint der Kunst gegenüber weniger misstrauisch zu sein als sein Untergebener. Ich bekomme meinen Pass zurück und der Wehrpflichtige bedeutet dem Busfahrer mit einem herablassenden Kopfnicken, dass er die Fahrt fortsetzen kann.

Als ich am Abend zurückfahre, liegen alle Checkpoints in absoluter Finsternis. Die SoldatInnen sollen für Anschläge kein Ziel abgeben. Die meisten Fahrgäste dösen vor sich hin und aus dem Radio kommt ein meditativer Gesang. Ich denke an die Freude, mit der die Schauspieler über die Proben und die gelungene Produktion geredet haben, aber auch an ihre Traurigkeit, wenn sie auf die Zukunft ihres Landes zu sprechen kamen. Beim Blick aus dem Fenster fällt mir eine Skulptur in einem Park Jerusalems ein. Sie besteht aus demselben Sichtbeton wie die Straßensperren im Westjordanland und stellt eine Treppe dar, die unvermittelt in die Luft ragt. Der Künstler hat die Treppe so gestaltet, dass alle Stufen ausnahmslos nach unten führen.

von Wolfgang Sreter